

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 22

Artikel: Die "Loreley" stirbt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Die Seite unserer Frauen!“

Bestimmung

von F. Waldhaus.

Was ist in deiner Seele,
Was ist in meiner Brust,
Daß ich mich dir befehle,
Daß du mich lieben mußt?
Von Haus, wo ich gewohnt
Und zart behütet bin,
Ziehst du mich, wie der Mond,
Nachtwandelnd zu dir hin.

Die „Loreley“ stirbt

Ein wahres Erlebnis von Pegasus

Es ist kein Scherz, die Loreley hat wirklich gelebt, so wie Sie und ich. In einem Herbstmonat des Jahres 1934 ging sie freiwillig in den Tod und längst ist das Lied „Ich weiß nicht was soll es bedeuten“ am Rheine verstummt. Das neue Regime in Deutschland würde das Verstummen dieses schwermütigen Volksliedes als verständlich erscheinen lassen, aber nur dem Eingeweihten wird es begreiflich, daß die Einwohner beim Anblick des Loreleyfelsens sich bekreuzigen. Im Juni 1934 begab ich mich, wie schon so oft, auf eine Fußwanderung an den Rhein. Da ich schon früher von der seltsam schönen Maria, die keinen Mann anschaute, wegen der sich aber bereits zwei junge Burschen — abgewiesene Freier — umgebracht hatten, schon früher gehört hatte, nahm ich mir diesmal fest vor, sie aufzusuchen. Mir schien es immerhin eine wertvolle Bereicherung meiner Menschenkenntnis, wenn ich ein junges, 18jähriges Mädchen kennen lernte, welchem man die legendären Vor- und Nachteile der Loreley, nebst ihrem Namen, andichtete.

Da die Eltern dieses Mädchens noch leben, bitte ich um Verzeihung, wenn ich Namen und Ortschaft nicht nenne.

Die Familie bewohnte eine kleine, schmucke Villa. Ich ließ mich beim Vater der Maria melden. Auf meine Bitte, um eine Unterredung mit seiner Tochter, antwortete er brüsk: „Meine Tochter ist für niemand zu sprechen, auch für Sie nicht!“ Ich mußte ein verduztetes Gesicht über diese schroffe Zurückweisung gemacht haben, denn er fügte ruhiger hinzu: „Sie müssen verstehen, meine Tochter leidet furchtbar unter der Nachrede des Volkes und ist daher menschen scheu geworden.“

Nach einer fast halbstündigen Wortfechterei, wobei sich mein harter Schweizerschädel gut bewährte, gelang es mir doch, die Maria oder Loreley zu sehen.

Obwohl ich gefeit gegen „die holde Weiblichkeit“ bin, vergaß ich beinahe zu grüßen. Es war eine seltsame Schönheit, mittelgroß, schlank wie ein Bub, dunkelbraunes Haar, das weich in sanften Wellen das Gesicht umrahmte, die Haut weiß und zart wie ein Hauch, der Mund von einer verlockenden Linie, aber das seltsamste waren die Augen, die von einer unde-

finierbaren Farbe waren und unergründliche Tiefe ahnen ließen. Ihre Stimme klang glockenrein aus ihrem reinen Mund. Nach der gegenseitigen Begrüßung und Vorstellung frug sie mich interessiert nach der Schweiz, Zürich, Bern und Genf und nach meinen Erlebnissen auf der Wanderschaft. Ich war ihr dankbar, daß sie darnach frug, denn so wurde es mir möglich, sie richtig anzuschauen. Schon nach kurzer Zeit stand es bei mir fest: dieses Mädchen, das so klug reden und urteilen konnte, litt nicht unter der Nachrede des Volkes, dafür war sie zu klug. Es mußte etwas anderes sein, was sie drückte. Ein Geheimnis?

An diesem Nachmittag erfuhr ich es nicht, dagegen geriet gegen Abend das ganze Dorf in Aufregung. Das kam so: Im Gasthof, wo ich abgestiegen war, herrschte Hochbetrieb. Eine weinselige Stimmung herrschte. Musik und Gesang regierte, und da ich von früher noch viele Bekannte dort hatte, geschah es, daß auch ich von einer ausgelassenen Heiterkeit befallen wurde. Gegen 21 Uhr öffnete sich die Wirtstüre und herein kam — die Loreley.

Mit einem muntern „Hallo Schweizer“ begrüßte sie mich und dann ebenso munter wie drollig grüßte sie alle Anwesenden mit „Guten Abend, Wirtschaft“. Die Alten grüßten scheu, die Jungen fröhlich zurück. Sie nahm an meinem Tisch Platz und nun setzte ein unheimliches Treiben ein. Kaum ertönte die Musik, da schlugen sich die Burschen darum, wer zuerst mit der Loreley tanze. Um der Sache ein Ende zu machen, bat ich sie um einen Tanz, den sie auch bewilligte. Nach diesem ging es los, daß es nur so eine Art hatte: Mit jedem tanzte sie, ob jung oder alt, dabei trank sie immer mehr. Sie war wundervoll mit ihren blitzenden Augen und lachenden Mund! Ich erschreck jedoch, wie ich sah, daß sie ein Glas Wein nach dem andern trank; dabei kamen immer mehr Gäste in das Lokal, das bald überfüllt war, auch viele junge Mädchen, die mit bösen Gesichtern auf Maria schauten, die immer tanzend und trinkend das Zentrum der Anwesenden bildete. Tatsache war: sie bevorzugte niemand, war mit jedermann gleich freundlich und trotz aller Fröhlichkeit konnte man eine gewisse Zurückhaltung an ihr beobachten. Um 10 Uhr, die Fröhlichkeit schien nicht mehr steigerungsfähig, verlangte sie plötzlich heim. Sie bat um meine Begleitung und ermahnte die Burschen: „Schlagt Euch nicht wegen mir! Ich liebe niemand von Euch! Gute Nacht!“

Erst als ich wieder in den Gasthof zurückkehrte, sah ich, daß ihre Mahnung berechtigt gewesen war, denn schon hatten sich zwei Rivalen um die Gunst der Loreley die Köpfe blutig geschlagen.

Ich blieb mehrere Wochen in diesem Ort, freundete mich mit Maria immer mehr an und noch immer hatte ich ihr Geheimnis nicht ergründet, dagegen wußte sie seit acht Tagen, daß ich zum dritten Geschlecht gehöre. Nie werde ich vergessen, was sie mir darauf sagte. „Ihr habt viel Leiden im Leben, kennt aber die wahre, tiefe Liebe, die nicht im Grob-Sinnlichen endet“. Im Ort selber sagte man mir ziemlich unverblümt, ich solle mich in acht nehmen, wenn ich etwa ernste Absichten hegen würde, denn das bedeute meinen Tod.

(Schluß folgt!)

ALBERT BLUM, ZÜRICH